

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 7

Artikel: Die Marobbiotterin
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Canera im Malcantone.

Ein weiteres Beispiel von Anpassung einer Ansiedlung an das bewegte Terrain der Umgebung.

Die Marobbiotterin.

Tessiner Novelle von Raja Matthey.

1.

Die weißen Lilien hoben ihre Kelche an das blaue Licht und stäubten ein feines, gelbes Mehl in den Wind, der die Gräser zwischen den Rebengehegen schaukelte und die Schmetterlinge hin und her trieb, bis ihr Falterverstand sich im Kreise zu drehen begann und sie halbtot in die allzeit offenen Herzen der Flatterrosen fielen.

Es war Mai und Morgenzeit.

Ueber die Straßen von Giubiasco rasselte das Ochsenfuhrwerk schwerfällig hinaus auf die Allmend, um das frischgeschnittene Gras heimzuholen.

Vor dem Hause der Marobbiotterin stand ein braunes Maultier, wieherte in die Luft und schlug tänzelnd mit den Hufen auf den harten Boden und ließ sich endlich die Tragkörbe über den Rücken hängen. Eine Kürbisflasche lag in dem einen, weitbauchig, mit engem Halse und fahl und verschrumpft in der Farbe, wie ein Altweibergesicht. In den andern legte die Frau ein Bündel blauer Leinwand, daraus sich ein rosiges Köpfchen reckte. Sie rupfte von dem Feigenbaume, der am Brunnentroge emporwuchs, eine Handvoll Blätter ab und schob sie dem Kinde unter das runde, bewegliche Köpfchen. Von ihren Schultern löste sie ein Tuch und band das lebendige Päcklein damit fest in den Korb.

Das Maultier wieherte freudig und schnubberte mit den Nüstern nach ihrer Hand. Sie strich ihm kosend mit einem girrenden Baute über die Nase und schob ein Stückchen Maisbrot zwischen seine Zähne. Die Zügel schlang sie ein paarmal um den Arm und zog aus der Tasche ein Gestrid hervor, an dem sie begann, die Maschen übereinanderzuziehen.

Zwischen den Lippen murmelte sie den Morgensegen: „Sei gegrüßt, Maria, des Maien Königin.“

Nun war sie fertig zum Aufstieg.

Sie hieß die Marobbiotterin, weil sie im Alptale der Marobbia geboren war, das aus der Tessinebene von Giubiasco zu den steilen Hängen des Camoghè steigt.

Ihr Name bestimmte ihre Zugehörigkeit; da sie im Winter im Tale und im Sommer in den Bergen wohnte, hatte sie kein ständiges Heim. Die schlaue Wildheit der Nomadin funkelte aus ihren Augen, die wie ein Bergsee von dunkler Bläue waren, der Spiegel ihrer scheuen, träumenden Seele.

Im Kirchlein am Wege, der aufwärts in die Wildnis der Alpschlucht führt, läutete der Miehner zur ersten Frühmorgens.

Rüstig schritt die Frau bergan, vorbei an Weilern und Häusergruppen, bis sie zu den Steinhütten kam, die schmal mit kleinen, vergitterten Fensterlöchern aussahen wie Truhtürmchen, in einer unfröhlichen Zeit erbaut.

Heiß brannte die Sonne in die enge Schlucht, darin das Bergwasser gischte und die Seitenwände steil und grünbestanden emporragten. Sie kam zu einem Felsfleck, der sich wie eine Kanzel ins Land vorschiebt und einen Ausschnitt zeigt von Felsgewirr, Hügeln und Einsamkeit.

Zu ihren Füßen lag Giubiasco, darin sie den Winter durch am Herdfeuer saß und mit der Wolle, die sie zum Faden drehte, ihre Träume spann, und den seltsamen Erlebnissen lauschte, die in der Bergwelt den Leuten begegnet waren.

Ueber ihr ragte der Gipfel des Camoghè, in dessen Schutze die Alpe sich barg und dessen Gipfel gerade hinauf in den Himmel sich reckte. Fast das ganze Jahr hindurch trug er ein weißes Spitzchen. Das sah aus wie Zuckerkandel, wenn die Sommersonne sengend darüberglitt und leuchtete in den Vollmondnächten seltsam gespenstig in die Dunkelheit, wie eine Flamme aus der anderen Welt.

Die Marobbiotterin sah zu dem Berge auf, über dessen Wände der Schatten einer Gemse huschte. Ein fremder, schriller Ton drang zu ihr herüber. Sie zuckte zusammen.

Wer rief sie an diesem Maimorgen in der Einsamkeit der Felsen an? Sie dachte an die Toten, die auf dem Friedhof im Tale schliefen. Sie hatte nichts versäumt und ihnen keine Kerze und kein Ave zu wenig geweiht. — Die Toten hatten nichts von ihr zu fordern. — Es wird ein Raubvogel geschrien haben, beruhigte sie sich.

Sie blickte noch einmal ins Tal hinab. Wie eine Herde Schafe, eng ineinandergeschmiegt, kauerten die Hütten der Landleute im Schutz der grünen Berge. Aus den Dächern stieg ein blaues Räuchlein in die Luft, und in der fernen Ebene wogte eine weiche Nebelschicht über den Wassern des Tessin. In den Langensee drangen die Sonnenstrahlen und durchleuchteten die hellen Flöte und die klare Flut, bis der See ausah wie ein Stückchen Himmel, das frisch auf die Erde gefallen war.

Nun wendete der Bergpfad und ein Wäldchen nahm die Wandernde auf, darin die Bäume im ersten Laube standen. Im Gebüsch sang ein Vogel zart und lodend.

Ueber den Weg huschte ein gelber Schein.

Am buschigen Schwanz, der in den Himbeersträuchern hin und her fuhr, erkannte die Frau, daß ein Füchlein ihren Pfad gekreuzt hatte.

Es freute sie, daß ihr die Schlaueit bei ihrem ersten Aufstieg auf die Alpe, seit sie Mutter war, begegnete, und nicht ein Häslein, von dem niemand wußte, zu welcher Dienstbarkeit es von den Geistern der Nacht gedungen war.

„Ah, meine junge Maria,“ sagte sie zärtlich und trat zu dem Maultier heran, an dessen Seite das Kleine im Korbe liegend mit den Feigenblättern spielte.

„Ah, meine junge Maria. Das Schicksal ist dir wohlgesinnt. Ein Fuchs ist uns über den Weg gelaufen.“ —

Das Wäldchen ging zu Ende.

Steile Felsen traten an seine Stelle, ab und zu mit Birken und niederen Tannen bestanden, die schräg aus den steinernen Rippen emporwuchsen. Eine Quelle sprang aus den Felsen und schob über das Gestein, talabwärts. Das Wasser war klar und kalt. Weißer Schaum krönte es, wenn es über einen größern Steinbrocken hüpfte. Die Marobbiotterin streckte die Zehenspitzen hinein und zog sie eiligst zurück unter den Rodsbaum.

Das Wasser war wie Eis, und ein Schauer lief über ihren Rücken, der ihr angenehm im Blute prickelte und sie antrieb, einen zweiten Versuch zu wagen.

So spielte sie eine Weile, während das Maultier vor-austrabte. Es ging sicher an den Felswänden entlang und kannte seinen Weg.

Die Frau war jung, und es war Frühling. Das Gestrid' entglitt ihren Händen und der Wollknäuel fiel in die Wellen des Wassers.

Im letzten Mai war sie noch mit den Gespielinnen ausgezogen. Sie hatten gelacht und sich geneckt. Es war vergnüglich gewesen, mit ihnen sich zu drehen im Ringelschleichen, das dürre Laub der Kastanien aufzuraffen und im Mondlicht die Gewandlein zu lösen und sich zu baden in der silbernen Quelle.

Sie waren alle schlankhüftig und hatten kleine Brüste. Sie fühlte, wie ihr die ihren schwer auf dem Leibe lasteten und sie hemmten an der freien Beweglichkeit der Mädchentage. Sie war Mutter geworden.

Ueber ihr trabte das Maultier, das im Korbe den Atem ihres Fleisches trug.

Sie sprang hurtig nach dem Wollknäuel, zog ihn aus dem Wasser und eilte den Weg hinan.

Das Kindlein lachte ihr entgegen und griff mit seinen Fäustchen in ihre Brüste.

Ein weißes Bäcklein quoll daraus hervor, und sie löste das Kind aus dem Korbe und ließ es sich festsaugen in ihrem Fleische.

Das Maultier begann sich freier zu bewegen und von den Kräutern zu naschen, die am Felsrande standen und einen herben Duft ausströmten.

„Maria, meine kleine Maria“, sang die Marobbiotterin. „Du trinkst dich stark an meinem Leben. Erwinnere dich daran, wenn du groß bist, Maria, meine kleine Maria.“

Sie hatte das Lied die jungen Mütter singen hören, wenn sie ihre Säuglinge wiegten und sang es ihnen nach, um die Stille zu verschleichen, die auf ihr lastete.

Nirgends hörte sie einen Vogelruf, und das Rauschen der Quelle wurde aufgefangen von dem Brausen der Marobbia, die tief unter ihr wild und schäumend, als trüge sie den Sturmwind im Sattel, von dannen stob.

Sie war ganz allein mit dem Kinde, das gesättigt war und schlief, und dem Tiere, das über ihr an der Sonne weidete. Die tiefe Stille machte ihre Seele scheu und Tränen begannen ihre Augen zu verdunkeln. Ihre klare Stimme trübte sich und leise tönte ihr Singen in die Einsamkeit: „Du trinkst dich stark an meinem Leben. Erwinnere dich daran, Maria, kleine Maria. Erwinnere dich daran, wenn du groß bist!“

Sie blickte hinauf zum Camoghè, um dessen Gipfel eine weiße Wolke zog. Jetzt stand sie über ihm, wie ein Riesenschwan, der seine Fittige in das Blau des Aethers breitet.

Sie sah die weiße Wolke sich auf dem Berge lagern. Ihre Furcht wuchs.

So viele Frühlinge war sie hinauf auf die Alpe gezogen. — Zwanzigmal konnte sie es an den Fingern nachzählen. Immer war sie mit den Gespielinnen gegangen, und irgendwo in der Nähe hatten die jungen Burschen des Tales auf sie gelauert. Und waren von den Mädchen wie ein Schutz empfunden worden, obwohl sie sich oft ihrer wilden Späße kaum zu erwehren vermochten.

Jetzt war sie Frau und allein mit dem Kinde und dem Tiere. Die weiße Wolke leuchtete feierlich wie ein unlösbares Rätsel der Ewigkeit über der Felsen Spitze des Camoghè.

Sie konnte ihre Einsamkeit nicht länger ertragen. — Da erklang ein Juchschrei und gleich darauf stand ihr Mann vor ihr. Er hatte den Rod ausgezogen und trug ihn, fest zusammengerollt, in den Händen.

Daraus piff es ängstlich hervor.

„Ich habe ein Nest voll Murmeltiere gefangen. — Sie sind noch ganz klein. Die ziehen wir auf und machen sie fett bis zum Herbst — Das gibt eine gute Speise für Weihnachten.“

Er schritt ihr voraus, griff das Maultier am Zaume, das bei dem Geräusch des pfeifenden Wildes die Ohren spitzte und unruhig wurde.

Bei einer neuen Biegung lag die Alpe vor ihnen, voll saftigen Grases, daraus die Glocken der blauen Enziane leuchteten und die Orchideen die seltsamen Formen ihrer Blüten schaukelten.

Ihr Mann führte sie in die Küche der Hütte, darin ein ruhgeschwärztes, eingemauertes Loch zur Feuerung und ein kleines, vergittertes Fenster war. Die Küche ging bis zum Dache, dessen Balken schwarz und glänzend von dem Rauch zeugten, der die vielen Sommer an ihnen vorbei den Ausgang gesucht hatte.

Sie hörte die Rinder brüllen und die jungen Schweine in der Pfütze schnüffeln, die sich aus Schlamm und Regenwasser an der Vorderseite der Alpe gebildet hatte.

„Hast du den Tabak vergessen?“ frug eifrig der Mann, der die Tragkörbe durchsuchte.

„Er steckt in der Windel“, antwortete sie schüchtern. „Die kleine Maria bringt ihn dir.“

„Wie du klug bist!“ lobte der Mann.

Sie blickte sich um in ihrer Behausung. Käse war da und Milch kühlte im glänzenden Kupferbottich, und ein Ankenballen stand zum Anschnitt bereit auf dem Holztische.

Sie schürte die glimmende Asche in der Feuerstelle zur Flamme an und schob Holz hinein, daß bald ein flackerndes Feuer den dunklen Raum erhellte.

Ihr Mann hatte den Tabak gefunden, das Tier von den Körben befreit und es auf die Weide getrieben.

Er kam herein und sagte: „Bereite eine Festspeise“, und schob den Tabak zwischen den Zähnen hin und her.

Sie mischte Milch und Käse und Anken. Er warf eine Handvoll Maismehl und noch eine hinzu, bis der Brei über dem Feuer dick wurde, und der Frau der Schweiß von der Stirne rann.

Da nahm er ihr den Holzstiel aus der Hand und drehte selbst die Masse im Topfe herum, bis sie gar war und einen würzigen Geruch von gekochter Nahrung verbreitete.

„Die Frau ist da“, rief er den Knechten zu, die neugierig ihre Gesichter an das vergitterte Fensterchen preßten.

„Die Frau ist da, und Speise für alle.“

Er hob das Bündelchen Leben aus dem Heu, darin es die Frau gebettet hatte.

„Eia, Maria, eia, Maria“, sagte er zärtlich. „Du hast mir den Tabak gebracht. Du wirst es gut haben auf der Alpe.“ Er hob das Kleine hoch in dem ruhgeschwärzten Raume und schaukelte es hin und her, bis ihm der Dampf aus dem gefüllten Becken den Hunger reizte.

(Schluß folgt.)

Mittag über dem Langensee.

Nun ist im Süden schon ein Himmel blond und groß:
Wie heißer Liebling über dieser Erde;
Vor Jugend noch in zärtlicher Gebärde
Sind seine Glieder scheu und bloß.

Die Horizonte wehen auf in scheuer Glut,
Indes die Hügel vor Erschütterung
(Ungläubig in des Lichtes hellem Schwung)
Aufsteuhen wie vor dunklem Blut.

Dies, und die Angst nach abendstillen Ruh
Verwirrt den See vor solchem Süden,
Und treibt die Scham und das Ermüden
Den milden, fernen Ufern zu.

Hermann Menzi.